

Der Benjamin'sche „Chock“ in der Lehrdidaktik

EBERHARD WOLFF

Gewohnte Denk- und Argumentationsweisen gegen den Strich zu lesen kann Lehre ungemein beleben. Hierfür eignet sich ein Vorgehen, das Walter Benjamin – in anderen theoretischen Zusammenhängen – als „Chock“ bezeichnet hat. Benjamin findet den „Chock“ in der reproduzierbaren Kunst seiner Zeit im Dadaismus, Chaplins Filmen oder der Synkope des Jazz. Mit einem „Chock“ werde die Aura des Kunstwerks vernichtet. Tradierte Assoziationsabläufe würden gebrochen. Die „Chockwirkung“ werde durch „gesteigerte Geistesgegenwart“ aufgefangen.¹

Ein Thema, bei dem ich den „Chock“ gerne einsetze, ist das „Self Tracking“.² Dies ist der Oberbegriff für neuere Praktiken, die physische Aktivitäten und Zustände mit am Körper tragbaren digitalen Geräten dokumentieren (durch so genannte „Wearables“ wie Armbänder, Smartphones etc.). Solche Selbstvermessungen werden häufig im Überschneidungsbereich von Sport, Gesundheit und Fitness angewandt. Ein nicht geringer Teil der geistes- und kulturwissenschaftlichen Forschung sieht darin – zugespitzt – Formen eines neoliberalen Fremdwangs zur Selbstoptimierung – ähnlich wie er sich im wertenden Begriff des „Fitnesswahns“ spiegelt. Im alltäglichen Diskurs wird das Zählen gerne nur als Reduktionismus verstanden. Um solche Analysen zu diskutieren, bringe ich in Lehrveranstaltungen zum Thema dann gerne meinen Lieblings-Selftracker mit, den ich vor einigen Jahren in der Kaffeekette Tchibo erstanden habe. Es handelt sich um einen „Mitzählenden Flaschenöffner“ (Abb.) mit dreistelligem digitalem Zählwerk, der bei jedem Öffnen ein „Plopp“ und nach jedem sechsten Öffnen ein „Wow“ digital erklingen lässt. Es bereitet eine besondere Freude, alle Formen Foucault'scher Bio-Macht, gouvernementaler Fremdsteuerung oder gar die Agency von Dingen im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie an diesem andernorts

auch „Beer-Tracker“ genannten Produkt unserer digitalen Leistungsgesellschaft durchzuspielen. So kann mit „gesteigerte Geistesgegenwart“ gegenüber dem Unerwarteten die vorgeprägte „Aura“ durchbrochen, und neue Wahrnehmungen und Assoziationen generiert werden: (Selbst-)Quantifizierung muss nicht zwangsweise eine kulturelle Verarmung nach sich ziehen. Sie kann auch als kreativer Akt verstanden werden. Quantifizierung kann nicht nur für Gesundheitszwecke eingesetzt werden. Man kann auch „Ungesundes“ quantifizieren. Selbstbeobachtung ist nicht zwingend verknüpft mit Fremdkontrolle. Und schließlich: Wer quantifiziert, muss sich damit nicht automatisch fremder Macht unterwerfen. Quantifizierung kann sogar subversiv eingesetzt werden.

Die Methode funktioniert auch mit anderen „Chockern“. In einem medizinhistorischen Kurs lasse ich zum Beispiel Medizinstudierende in Form eines Quiz ausgewählte und durchmischte Zitate aus zwei ärztlichen Standesordnungen zuordnen. Die eine ist über einhundert Jahre alt, die andere aktuell. Die alten und die aktuellen Zitate sind sprachlich angeglichen. Ich schaffe so produktive Verwirrung, weil es kaum herauszufinden ist, ob die dortigen Aussagen von heute stammen oder einhundert Jahre alt sind. Beruft sich nur die heutige oder bereits die alte Standesordnung auf ärztliche Ethik? Zielt auch die heutige Standesordnung noch auf den Wert der „Ehre“ ab? Wann wurde das Abwerben von Patienten und Patientinnen als nicht standesgemäß eingeschätzt? Wann wollte die Ärzteschaft Freiheit vor äußerer Kontrolle und wann forderte sie „Corpsgeist“ nach innen? Daraus ergeben sich unerwartete Beobachtungen wie diejenige, dass bereits vor einhundert Jahren das Argument ärztlicher Ethik eine standespolitische Funktion hatte; oder dass professionelles ärztliches Selbstverständnis auch heute noch mit

dem für die Studierenden oft fremden Begriff der „Standesehre“ argumentiert. Die Studierenden lernen: In der Gegenwart steckt viel Geschichte. Geschichte lässt Gegenwart besser verstehen. Nebenbei: In dem verwirrenden Quiz kann eine falsche Lösung (z. B.: Standesehre ist nur in alten Dokumenten ein Thema) durch die Studierenden auch das Produkt kluger Überlegungen sein. Auch dieser „Chock“ kann schematisches Denken überwinden, was nicht nur im Medizinstudium mit seinen oft einfachen Richtig/Falsch-Dichotomien einen subversiven Mehrwert darstellt.

„Chockierende“ Brechungen sind in sehr vielen Varianten denkbar. Man kann die zur Debatte stehenden Phänomene von den Rändern her, oder vom Gegenteil aus, denken. Auch Parodien können helfen, gewohnte Deutungssysteme unerwartet aufzubrechen und aus der Verstörung die Komplexität von Phänomenen besser zu erkennen. Ironie und ihre Verwandten können sogar grundsätzlich als „Chock“-Formen bezeichnet werden. Sogar „schlechte“ Aufsätze können in der

von uns herangezogenen Sekundärliteratur produktiv, nämlich im besten Fall verstörend und dadurch wiederum erhellend sein. Dies setzt allerdings voraus, medikalkulturelle bzw. allgemein kulturwissenschaftliche Lehre nicht als statische Wissensvermittlung, sondern als Prozess zu verstehen, der erst dann effizient ist, wenn die Inhalte gemeinsam erarbeitet werden.

Anmerkungen

1 WALTER BENJAMIN. Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: DASS. *Drei Studien zur Kunstsoziologie*. Frankfurt a. M. 1977 (erste Aufl. 1963, verfasst 1935), Kap. XIV, S. 38f.

2 vgl. EBERHARD WOLFF. Problemlagen kompetitiver Figurationen. Am Beispiel des „Mitzählenden Flaschenöffners“ (= Quellen zu Wettbewerb und Konkurrenz des DFG-Netzwerks „Wettbewerb und Konkurrenz: Zur kulturellen Logik kompetitiver Figurationen“, 1. Mai 2015). Internetpublikation. <https://www.konkurrenz.uni-freiburg.de/quellen-zu-wettbewerb-und-konkurrenz/problemlagen-kompetitiver-figurationen-am-beispiel-des-mitzaehlenden-flaschenoeffners>.

Eberhard Wolff ist Titularprofessor für Kulturanthropologie an der Universität Basel und Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Abteilung Populäre Kulturen der Universität Zürich. Er unterrichtet ebenso an der dortigen Medizinischen Fakultät Medizingeschichte und ist Redakteur für Kultur, Gesellschaft und Geschichte bei der Schweizerischen Ärztezeitung. Nach seiner Promotion in Empirischer Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen (1995) arbeitete er ca. 20 Jahre an verschiedenen Instituten für Medizingeschichte und kehrte dann in seine eigentliche Disziplin zurück. Er forscht über sehr unterschiedliche Themen im Bereich der Alltagskultur in Geschichte und Gegenwart.

Universität Basel, Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie
Rheinsprung 9/11, 4051 Basel
e-mail: eberhard.wolff@unibas.ch